

das Haus Kronenbergstr. 5. 1872 kaufte er zusammen mit dem Tuchmacher Spaich ein Haus an der Enzbrücke. Spaich ging später zur Buchdruckerei über. Er erwarb 1884 die Druckerei, in der seit 1872 „Der Trompeter vom Hohenasperg“ gedruckt wurde, der 1874 den Titel „Enz- und Metterbote“ erhielt. In der dortigen Buchdruckerei, die 1907 in den Besitz der Familie Gläser überging, wurde 1922 die erste Linotype aufgestellt.

Mergenthaler hatte seine Gesundheit schwer untergraben. Seine Lunge war stark angegriffen. Er ging zur Erholung eine Zeitlang in die Blauen Berge in Maryland, später an den Saranac-See im Staat New York, wo er in der gleichen „Bäckerhütte“ wohnte, in der wenige Jahre vor ihm der Schriftsteller Robert Louis

Stevenson gewohnt hatte. Die Ärzte schickten ihn dann schließlich in das trockene Klima von New Mexico. Er war aber ein Erfinder aus Leidenschaft. Er konnte sich nicht schonen. Auch dorthin nahm er seine Zeichner mit. 1899 starb er in Baltimore. Er hinterließ ein für die damalige Zeit außergewöhnliches Vermögen: 486 660 Dollar. Beide Legenden, die über ihn durch die Bücher geistern: daß er seine Erfindung in Amerika ausgewertet habe, weil deutsche Stellen ihm die kalte Schulter gezeigt hätten, und daß er wie so viele Erfinder arm gestorben sei, stimmen nicht.

Unter den Auslandschwaben war Mergenthaler einer der größten. Amerika ist stolz auf diesen seinen Bürger zweier Welten. Wir sollten es nicht weniger sein.

Max Eyth und seine schwäbische Heimat

Von Paul Gebring

Es ist öfters gesagt worden, daß Max Eyth das für den Schwaben charakteristische Fernweh verbunden mit einem ebenso tiefen Heimweh in besonders reiner und anziehender Form in sich verkörpert habe. Das wird noch deutlicher, wenn wir uns einer anderen, wohl auch gemeinschwäbischen Eigenart an ihm bewußt bleiben, seiner Scheu vor jeder Rührsamkeit, die selbst wieder von geradezu mimosenhafter Art war, und die ihn oftmals dazu trieb, wenn etwas Ernstes, Ergreifendes in ihm aufsteigen wollte, seine Zuflucht zu einer humoristischen Floskel zu nehmen. Dem sei im folgenden teilweise unter Benützung unveröffentlichter Quellen kurz nachgegangen.

Daß Max Eyth sich einmal draußen, jenseits der Grenzpfähle seiner Heimat, den Wind um die Nase gehen lassen würde, stand fast so früh schon fest, wie sein Ausweichen aus der Tradition der Väter, die Theologen und Schulmänner gewesen waren. Wer damals den unbekannten und fragwürdigen Beruf eines Technikers ergriff, mußte schon an eine Laufbahn draußen denken, und wenn es auch nur wie im Handwerk die Wanderjahre sein sollten. Als daher nach Abschluß des Studiums am Polytechnikum in Stuttgart der Vater noch einmal den Gedanken an eine Repetentenstelle ausspielt, wehrt Max Eyth entschieden ab. Und kaum sind zwei Jahre praktischer Mitarbeit als Ingenieur bei der damals größten Maschinenfabrik des Landes von Gotthilf Kuhn in Berg vorbei, so steckt er schon voller Wanderpläne. Viele seiner Studienfreunde sind schon draußen und humorvoll-großartig schreibt er den Eltern: „Berlin? London? – Amerika? sagt selbst, was Ihr wollt.“ Aber

gleich dazu beschwichtigend: „Daß ich nicht fortgehe, ohne eine einigermaßen gesicherte Stellung, versteht sich von selbst.“ Für solche Absichten hat er auch bereits die Zustimmung seines Patenonkels Albert Knapp, des großen Kanzelredners und geistlichen Dichters gewonnen, in dessen Hause er in Stuttgart verkehrte. Dieser hatte ihm auch die persönliche Bekanntschaft mit Ferdinand Steinbeis, dem Präsidenten der Zentralstelle für Gewerbe und Handel, vermittelt, der Max Eyth in seiner Absicht bestärkte und ihm, wie vielen anderen jungen Absolventen des Polytechnikums, mit Rat und Tat bei der Verwirklichung seiner Pläne half. Als sich das Postulat bürgerlich-schwäbischer Lebenskunst, die „gesicherte Stellung“, nicht verwirklichen ließ, willigt die Familie schließlich in das Wagnis ein, auf gut Glück die Stellung bei Kuhn aufzugeben und in Richtung Ruhrgebiet, Belgien und England auf Stellungsuche zu gehen. Die Familie steuert zu einem Reisefonds bei, Steinbeis hilft mit einem Zuschuß aus öffentlichen Mitteln und einer Masse von Empfehlungsschreiben. So schien alles solid unterbaut. Um so größer die Enttäuschung, daß die vielen guten Empfehlungen weder im Rheinland noch in Belgien etwas nützten und sich in England auch noch herausstellen sollte, daß auch die guten Zeugnisse aus der Heimat niemand interessierten. Daß es in England dann doch gelang, bei Robert Fowler, dem Dampfplugfabrikanten, anzukommen, war einer Weiterempfehlung zu verdanken, die sich Max Eyth selbst zu verschaffen verstand. Er war von Steinbeis an einen Maschinenfabrikanten empfohlen worden, der ihn zu sich einlud und dessen Gattin er nun am Klavier durch die Melodie eines Liedes

entzückte, das nach ihrer Erinnerung anfang: „Wenn die Salben heimwärts ziehen . . .“. „Des anderen Tages hatte ich neun Empfehlungsbriefe von dem freundlichen Mr. Tylor in der Tasche.“ Und einer davon sollte dann einschlagen und zur Anstellung bei Fowler führen. Es wird verbürgt erzählt, daß auch der Auftrag, nach Ägypten zu reisen, letzten Endes an Max Eyth gekommen sei, weil er als Klavierspieler, Dichter und Gesellschafter im Hause Fowler eine besonders geschätzte Stellung gewonnen habe. Insoweit ist also schon etwas dran an der Legende von dem Glückspilz Max Eyth, so wenig sie im landläufigen Sinne stimmt, denn Max Eyth hat in seinem Leben für alle seine Erfolge mit harter, aufreibender Arbeit voll bezahlt.

Seit er nun draußen war in England und später dann in Ägypten und aller Welt, ist es die Auseinandersetzung mit seiner schwäbischen Heimat, die sein Leben begleitet. Das Elternhaus in Schöntal, wo sein Vater Professor am evangelisch-theologischen Seminar war, das Seminar selbst, das er als Gastschüler besucht hatte, und sein Studium in Stuttgart mit dem Verkehr in bekannten Familien dort (er wohnte in der verwandten Familie des angesehenen Juweliers und Stadtrats Sick, dem Vater von Paul, dem späteren Oberbürgermeister von Stuttgart, und von Wilhelm, dem späteren leitenden Arzt am Diakonissenhaus – von dem Verkehr im Hause von Albert Knapp war schon die Rede –) hatte dem einundzwanzigjährigen Englandfahrer ein unverlierbares Erbe an christlich-humanistischer Weltanschauung mitgegeben. Dieses wandelt sich, aber es behält seine spezifisch heimatliche Mischung und bleibt lebendig, und erhält ihm bei aller Bewunderung für das Ausland den Blick auch „für die schwarzen Bilder von Englands Größe“ und für die Bodenlosigkeit des sogenannten „Fortschritts“. Die Begegnungen mit Landsleuten nimmt er in der ersten Zeit mit unverhohlener Freude auf, besonders herzlich das Wiedersehen mit dem Freund Diefenbach und anderen Studienfreunden, die bereits gute Stellungen als Ingenieure innehaben. Dabei regt sich das Heimweh vernehmlich in ihm – die Erinnerung an das in Stuttgart-Berg und der Heimat überhaupt so gern genossene „Glück der Wirtshäuslichkeit“, die es in England nirgends gibt, und die Erinnerung an „die stillen friedlichen Sonntage“ daheim, „warme, sonnige Bilder von Ruhe und Gemütlichkeit und lieblichem Kindergeschrei“, Bilder, die auch ohne besonderen Anlaß kommen und die er „unklugerweise mit der ganzen wehmütigen Behaglichkeit des süddeutschen Gemütes“ einschlürft. Solche Anwandlungen verlassen ihn nie. Auf der Weltausstellung in London 1862 wird ihm durch die ausgestellten heimatlichen Weine die Erinnerung an diese und das Weinsberger Tal „wehmütig aufgefrischt“, und noch aus Ägypten schildert er einmal seine Lage also: „Fern von allem, was mir teuer ist, einen Haufen Sorgen – und ein Häuflein Gold“, ein Häuflein Gold, das, wie er ein andermal versichert, über die Maßen wenig glänzt. In seiner absoluten technischen und geistigen Einsamkeit dort ist es

sein „Klavierkasten“, der ihn tröstet, ein Neues Testament, aus dem er arabisch lernt, und sein Herodot, den er sich schicken läßt und aus dem er das alte Ägypten studiert. Als der ägyptische Aufenthalt ein unerwartetes Ende nimmt, geht es zuerst heim nach Schöntal, „auf Flügeln der Sehnsucht“.

Dagegen nun die andere Seite – das Sichabsetzen von der schwäbischen Heimat, die ihm als Ort eines penetranten Klein- und Philister-Geistes erscheint, je mehr er sich draußen bewegen und behaupten gelernt hat. Wie reizt ihn „so ein Reallehrer in Stuttgart“ zum Spott, dem ein Häuflein Bücher seine Welt ist, oder Leute daheim, die nichts gelernt haben, als den Virgil übersetzen. Demgegenüber neckt er seine Eltern immer wieder damit, daß er selbst „ja nichts Rechtes gelernt“ habe. Als die Londoner Weltausstellung 1862 dank der Werbung der Zentralstelle und von Steinbeis von Württemberg aus gewaltig beschickt und besucht wird, regt sich von neuem sein Spott. Bei aller Hochachtung vor Steinbeis selbst findet er, daß man „nirgends so gut lernen kann, was ‚verzwazzeln‘ heißt, als im Deutschen Viertel“, sieht er nicht ein, „zu was man uns Doktoren schickt“, und muß zugeben, daß es zwar „mit englischer Impertinenz“, aber auch „mit trauriger Naturwahrheit“ geschildert sei, wenn eine englische Zeitung von der deutschen Abteilung berichtete, wer von Deutschland nur diese gesehen hätte, könnte in der Tat die Deutschen für eine Nation großgewachsener Kinder halten. Und dann die Landsleute im besonderen – „Ja, die Landsleute!“ „Meine lieben Landsleute wimmeln in London, daß man seines Lebens nicht mehr sicher ist. Verschiedene Majer, Maier und Meier, wie auch Miller und Müller machen die Straßen förmlich unsicher.“ Von allen Seiten kommen Briefe an ihn und „die bescheideneren Bekannten wünschen gewöhnlich, am Bahnhof oder den Docks abgeholt zu werden, „ohne den Tag der Ankunft näher angeben zu können. Nach der ersten herzlichen Begrüßung ist es gewöhnlich meine Aufgabe, dieselben – ‚aufs Häfele zu setzen‘, das zu finden ihnen in London sehr schwer wird . . . Was sie am meisten in Verwunderung setzt, ist, daß ich nicht des Grades von geistiger Erhebung mehr fähig zu sein scheine, dem sie bei der Begegnung eines Landsmanns in London zu empfinden pflegen.“ Schließlich heißt es geradezu: „Ich will herzlich froh sein, wenn allmählich die ‚Schwalben‘ – das heißt die Schwaben! – wieder heimwärts ziehen.“

In Ägypten hat er dann seine Ruhe vor den „Landsleuten“. Nur einmal gibt's ein erstaunliches Treffen: Theodor von Heuglin kommt von einer Reise aus Innerafrika und zufällig gleichzeitig Professor Fraas aus Stuttgart zu geologischen Forschungen. Da macht sich Max Eyth acht Tage frei für die beiden und genießt froh die ungewohnte Gesellschaft so berühmter Landsleute. Auch die vermeintliche Aussicht, die Eltern bald „gründlich besuchen“ zu können, lockt ihn und fest steht dann für ihn, „daß ich im lieben Schwabenlande herumonkle“. Aber als es dann aus ist mit Ägypten und von zu Haus

die Frage kommt, ob er dort einziehen will „als Zeichenmeister“, Assessor, Professor, „Magister gar“, da wehrt er aufs entschiedenste ab. „Mancher Freund hat mir in dieser Richtung den Rang abgelaufen und ich gönne ihm! Er lebt ohne Zweifel ruhiger, behaglicher, besser und glücklicher als ich. Ich in seiner Stellung wäre vermutlich nichts weniger als glücklich; zehnmal lieber esse ich trockenes Araberbrod und arbeite wie ein Sklave um das Gefühl meiner Freiheit“. Das war's – „frei wie ein Vogel sich in das Meer der wogenden Welt zu stürzen“, ist ihm Bedürfnis. Er hatte es in Ägypten schließlich zum Gehalt eines württembergischen Ministers gebracht – mit 30 Jahren. „Warum bin ich nicht im Pferch geblieben!“ bemerkt er ironisch dazu. Und als sein Freund Diefenbach, er, auf dessen praktischen, selbständig tätigen, kosmopolitisch unternehmenden Sinn er Stein und Bein geschworen hätte, doch „in die Arme des alleinseligmachenden Vaterlandes gesunken“ war (er hatte eine Regierungsratsstelle bei der Zentralstelle für Gewerbe und Handel angetreten), da gesteht er ihm in einem bewegten, humorig-boshaften Brief, was es für ein eigentümlich wunderbarer Zauber sei, mit dem die gemeinsame liebe Heimat alles ihr Zugehörige beherrsche. „Was von den Ihrigen nicht Schulmeister wird, das wird Beamter: da hilft kein Widerstreben“. Und er bekennt: „Ich selbst fühlte den schrecklichen Zauberblick mehr als einmal und der nachahmungswürdigen Beispiele ist ja Legion!“ So siegt sein unbändiges Bedürfnis nach Freiheit über alle Lockungen der Heimat. Es war nicht die pekuniäre Differenz, die ihn abhielt, das versichert er ausdrücklich. Es ist die Enge der Heimat, der Beamtengeist und die gänzliche Unmöglichkeit, frei von der bürokratischen und höfischen Sphäre als Ingenieur im damaligen Württemberg eine große Tätigkeit ausüben zu können, was ihn in die weite Welt trieb. Also ist es auch nicht etwa ein wirkliches geistiges Zerfallensein mit der Heimat. So viel er sich über sie ärgert, teils mit Recht, teils mit Unrecht (letzteres zum Beispiel darüber, daß man der Anwendung seines Dampfpfluges gegenüber in Württemberg skeptisch blieb), so sehr ist doch immer das Band zur Heimat sein eigentlicher innerster Anker. Und wenn er 1866, beim Ende seiner ägyptischen Zeit, noch ausruft: „Oh, wie lange braucht's, bis Ihr euch an den Gedanken gewöhnt, daß meine einzige Heimat die weite Welt ist – und bleiben wird!“, so steht es jetzt, 1882, wie er bei Fowler in England ausscheidet, trotz „mehrerer Fallen“, die ihm das Ausland in Form großer Angebote stellt, fest, daß er nach Deutschland will, selbst auf das „mit einigem Vergnügen erwartete“ Risiko, daß man ihn dort mit seinen neuen Ideen nun als „einen neuen anglierten Apostel steinigen“ würde. Aber nun wird schon gar nicht mehr erwogen, ob es in der engeren Heimat vielleicht einen angemessenen Wirkungskreis für ihn gäbe. Sein selbst gesetztes Ziel ist nach kurzem Besinnen die Schaffung einer großen Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft nach dem Muster der ihm bekannten englischen. Und als Einsatzpunkt für diese neue Arbeit

bestimmt er sich aus rein sachlichen Erwägungen Bonn am Rhein. Aber zuerst zieht es ihn nun doch nach der alten Heimat seiner Jugend, nach Schöntal, dem alten Klosterwinkel mit seinen grauen Mauern, seinen grünen Halden und Wäldern und seiner Stille, in der er aufwuchs – zu all dem, dem er, wie er sagt, ein gut Teil von der Kraft verdankte, die er draußen im Lärm des Lebens brauchen konnte. Wieder, wie in allen entscheidenden Abschnitten seines Lebens, kehrt er dort ein, für drei Tage, „von niemand gestört, fast von niemand gekannt“, still sich Stärkung holend für die Jahre der Arbeit, die nun vor ihm lagen. „So alt ich bin, die alten Wurzeln saugen noch.“

Dann geht es nach Bonn und die Heimat versinkt wieder unter dem Gesamtdeutschen Horizont seiner Arbeit für die DLG. Doch bald kriegt er's dabei wieder mit seinen Landsleuten zu tun. Ihr platonisches Wohlwollen für sein „tolles Experiment“, dem ein gut Teil Mitleid beigemischt ist, reizt seinen Spott. „Sie haben eine kräftige, wenn auch oft stockende Ausdrucksweise, wenn sie sagen: ‚Einen Versuch – na, da müssen wir dem Landsmann zu Gefallen mitmachen. Wer weiß – es hat schon manche blinde...‘“ Auch sonst macht er seine Erfahrungen. Die lieben süddeutschen Landsleute begannen gelegentlich laut zu klagen, daß man sie sichtlich hintan setze. Erst kommen Absagen über Absagen, wenn eine Mitarbeit gefordert wird, nachträglich aber sicher entrüstete Gefühlsausbrüche, daß süddeutsche Männer und süddeutsche Urteile nicht die genügende Berücksichtigung gefunden haben: „Ein rätselhaftes Volk!“

Aber er findet doch ehrliche Helfer dort. Ja, der Fürst von Hohenlohe-Langenburg schreibt ihm, als die Gesellschaft steht, den längsten und wärmsten aus der Flut von Glückwunschbriefen, die er erhält. Und Eyth spürt es: „Sie haben dort im Süden aus ur-uralter Zeit eben doch noch ein Herz für alles, was unser altes deutsches Vaterland zu umfassen strebt, Partikularismus hin, Partikularismus her!“ Vor dem Gedanken, von Bonn nach Berlin als dem Sitz der DLG übersiedeln zu müssen, schreckt er zuerst ehrlich zurück, vor allem weil es die Millionenstadt ist mit ihrem ertötenden Menschengewimmel „und mit der größeren Entfernung von meinem Schwaben“.

Immer wieder hatte er dieses zu kurzen, besinnlichen Besuchen, vor allem bei der Mutter in Ulm, aufgesucht. In solcher Stille der Ulmer Tage gerät er einmal, just auf der Höhe seines Erfolges, „an den alten Salomo“ und findet, daß er mit seinem „Alles ist eitel“ „wie ein 2000jähriger Zwillingbruder ihm aus der Seele gesprochen hat“. „Die sechs Weihnachtsfeiertage in der Heimat waren goldeswert“, heißt es ein andermal. In kurzen Pausen dieser Art sammelt er sich neu „Kraft, Mut und Geduld“ im Schoße der Heimat für die angreifende Berliner Tätigkeit als geschäftsführender Direktor der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. Besonders die großen Jahresausstellungen, damals etwas ganz Neues in Deutschland und von ihm persönlich unter heute unvor-

stellbaren Schwierigkeiten organisiert, nehmen immer wieder seine letzten Kräfte in Anspruch. Die 10. Ausstellung 1896 soll die letzte sein nach seinem Entschluß, die er leitet, und gerade sie kann und soll – ein freundliches Spiel des Zufalls – in Stuttgart stattfinden. Auch jetzt kriegt er's wieder mit seinen „Landsleuten“ zu tun. Er kommt mit den Bauunternehmern nicht zu Streich. „Sie stehen auf der Höhe der Zeit, diese Herren zu Stuttgart, und hatten einen regelrechten Ring gebildet, der überzeugt war, mir seine Preise vorschreiben zu können.“ Bei einem Glase Bier stellt er den „sieben Schwaben“ (es waren genau sieben Firmen) vergeblich vor, was es für ein entsetzlicher Schwabenstreich wäre, wenn sie ihn zur Heranziehung auswärtiger Bauleute zwingen. Aber sie blieben unzugänglich, sei's aus angeborener schwäbischer Dickköpfigkeit, sei's aus überschlaue Meinung, es handle sich um eitel Berliner Flunkerei. Da zieht Eyth die Konsequenzen und gibt die Aufträge zu den üblichen billigeren Preisen nach auswärts – „und Cannstatt ist um 100 000 Mark ärmer“. Zeitungen am Ort, die die Sache aufgreifen wollen, brandmarkt er als „Wurstblättchen“ und erlebt die Befriedigung, daß das benachrichtigte Stadthaupt wütend in die Worte ausbricht: „Die Esel, die Esel!“ Auch das Wetter ist schlecht, „so daß wir auf dem Cannstatter Wasen im Urschlamm der Schöpfung beginnen mußten, unsere Zelte aufzuschlagen“. Bei der Eröffnung jagen Wind- und Regenschauer über die triefende Ausstellung, so daß vom Zeltdach für die geladenen Gäste stoßweise Tonnen Wassers vor der Nase der Festredner herabstürzten. „Der Glanzpunkt des Tages“, meint er in feinem Galgenhumor, „war zweifellos der

Augenblick, in welchem bei dem Umgang, auf den die mutige Königin (Charlotte) nicht verzichten wollte, Ihre Majestät einen Schuh verlor.“ Es wird aber dann doch ein heißes, sonniges und glänzendes Ende. Ganz warm bricht nun in Max Eyth die Freude und der Stolz auf seine Heimat hervor, die die norddeutschen Freunde so zu bezaubern wußte, daß es den süddeutschen bis in die innerste Seele wohlthat. Und es folgt – über alle Vorbehalte hinweg – das ergreifende Bekenntnis: „Sie mögen lachen über das Ländchen. Ich lache oft genug selbst mit. Aber du bist und bleibst meine Heimat, und die Heimat von Helden, hundertmal größer als deine heutigen Söhne – Schwaben, grüne Kaiserwiege!“ So war es längst innerlich vorbereitet, als nun Max Eyth – inzwischen 60 Jahre alt geworden – Berlin verließ und auch äußerlich wieder aus der Welt zurückkehrte in seine Heimat. In Ulm hat er, der betagten Mutter zur Seite, noch zehn Jahre gelebt und das letzte Kapitel seines Lebenswerkes aufgeschlagen, das schriftstellerische. Dort, im kleinen Kreise großgesinnter Freunde und Verehrer, war ihm nun das Leben im Anblick des bunten Marktgetriebes um das Münster und des in feierlicher Ruhe darüber stehenden Baues nicht mehr zu eng erschienen. Er hat in der Stille seiner Studierstube auf dem Berg seine Erinnerung und Phantasie noch weit hinaus wandern lassen den Pfaden seines eigenen bewegten Lebens nach, und sich noch tief versenkt in die Geschichte der Stadt seiner Wahl. So ist zuletzt noch sein Roman „Der Schneider von Ulm“ ein tiefes Zeugnis seiner Heimatverbundenheit geworden.



Biedermeierstube im Kirchheimer Heimatmuseum